Morgen-Ausgabe.

Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Montags und ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis beträgt incl. Donnerstags-Beilage „Ulk“ und „Sonntagsblatt“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatlich 1 M. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pr. Quartal.

Inserate, pr. Zeile 50 Pf. („Berliner Stadt-Anzeiger“ 20 Pf.), werden Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 321. **Berlin, Sonntag, den 13. Juli 1879.** **VIII. Jahrgang.**

Am Dienstag beginnen wir in unserem Feuilleton mit der Veröffentlichung eines neuen Romans:

Der Spielteufel

von

Adolphe Bélot.

Alle Vorzüge des geistreichen Autors — der große Spannungsreiz der Handlung, die lebhafte Form der Mittheilung und die frappante Beobachtung der modernen Gesellschaft — finden sich in diesem Roman vereint, in welchem das Laster des Spiels den Mittelpunkt einer Reihe bewegter Vorgänge bildet.

Der Bélot'schen Erzählung wird sich die von uns bereits angekündigte Novelle **„Romulusenkel“** von **Paul Heyse** anschließen. Außerdem bringen wir noch im Laufe dieses Quartals eine neue kalifornische Erzählung: **„Die Zwillinge vom Berge“** von **Bret Harte**, die wir für das „Berliner Tageblatt“ vom Autor zur ersten Veröffentlichung erworben haben und die somit in Deutschland früher erscheint, als in dem Heimathlande des Dichters.

Am Schlusse der Session.

So ist denn nun das Ziel erreicht, der Zolltarif nach den Wünschen des Fürsten Bismarck angenommen und der Reichstag nach Erledigung fast aller von ihm geforderten Arbeiten endlich wieder heimgeschickt worden. Aber er hat dafür gesorgt, daß wir noch lange an ihn denken werden. Die Last der Steuern und Zölle, die er uns aufgebürdet, wird das deutsche Volk noch auf viele Jahre hinaus drücken und in ihm das Andenken an den sogenannten „langen Reichstag“ lebendig erhalten. Aber die neue Zoll- und Steuerlast ist nicht das Einzige, was uns an diesen Reichstag erinnern wird.

Große Ereignisse pflegen ihren Schatten vorauszuwerfen. Ein nicht weniger wichtiges Ergebniß der Session, die Schlußabrechnung des Kanzlers mit den Liberalen, kündigte sich bereits in den Osterferien des Reichstages durch den auf der ganzen offiziösen und freiwillig-governmentalen Linie entbrannten Kampf gegen den „pflichtvergessenen, strikenden Reichstag“ an. Natürlich konnte es nach der Ansicht der Regierung nur ein Streich des manchesterlichen Liberalismus sein, die Berathung der Zollvorlagen auf die lange Bank zu schieben. Und selbst, als sich schließlich zeigte, daß die Zollkommission des Bundesraths ihre Arbeit so zu sagen mit Hängen und Würgen erst bei Wiederaufnahme der Reichstagssitzungen fertig stellen konnte, verstummten die Vorwürfe nicht; im Gegentheil, sie wurden heftiger denn zuvor.

Man sah die bisherigen Reichsfeinde „nd die Parteien, deren Programm im Wesentlichen die Meinung des Reichskanzlers zu sein pflegt, zu einem unnatürlichen und darum auf die Dauer unhaltbaren Bunde vereinigt, um die ganze liberale Errungenschaft der letzten zwölf Jahre über den Haufen zu werfen und zwischen den Kanzler und diejenigen Liberalen, die sich zum Schutzzoll bekehrt und nun mit dem ganzen Eifer der Neubekehrten sich für die „Krönung des nationalen Gebäudes“, die Tarifreform, begeistert hatten, einen Keil zu treiben. Es ist gelungen — vielleicht zum Heil des Liberalismus.

Es ist aber ersichtlich, daß die Liebesmühen des Centrums nur darum auf fruchtbaren Boden fallen konnten, weil der Kanzler eben das unabweisbare Bedürfniß empfand, definitiv mit dem Liberalismus zu brechen. Der Kanzler ist nie liberal gewesen. Ein Realpolitiker, der an Erfolgen in der modernen Geschichte mehr aufzuweisen hat, als irgend einer seinesgleichen, nimmt er die Bundesgenossen, wo er sie findet, und wechselt sie, wenn nach seinem Ermessen andere Bundesgenossen ihm für die Erreichung seiner Pläne günstigere Aussichten bieten. So hat er selbst erklärt, in seiner Rede vom 9. Juli, die einen Wendepunkt in der Geschichte unserer inneren Politik bezeichnet. Damit erledigen sich die Klagen und Fragen derer, welche gewohnt sind, den Liberalismus dem Kanzler Opfer über Opfer bringen zu sehen. Mußte es sein? Konnte diese Trennung des Liberalismus vom Kanzler nicht vermieden werden?

Nein, es mußte so sein; der Kanzler hat es so gewollt. Er selbst hat uns in die Opposition getrieben. Aber dieselbe Wage, die das Centrum emporgehoben, den Liberalismus in die Tiefe ziehend, kann den Liberalismus wieder heben und das Centrum in den politischen Abgrund stürzen. Nicht daß wir den Nationalliberalen unter allen Umständen ein besonderes Gelüste zutrauten, Regierungspartei zu sein und zu heißen. Wir glauben vielmehr, daß sie Herrn Windthorst und seinem Anhang dies Vergnügen ganz gern gönnen. Aber die Geschichte der politischen Parteien lehrt, daß, sobald eine Partei erst einmal in der Opposition steht, sehr bald die Grenze der rein sachlichen Opposition sich nicht mehr wie bisher inne halten läßt, und sehr leicht die Opposition um jeden Preis an die Stelle derselben tritt. Und einen solchen Zustand wünschen wir aufrichtig von uns fern zu halten.

Sieger ist inzwischen das Centrum geblieben. Wir vermuthen indeß, Herr Windthorst blickt mit gemischten Empfindungen auf seine Erfolge. Des Glückes ungemischte Freude wird freilich nach des Dichters Wort keinem Sterblichen zu Theil; aber wir glauben, das Centrum wünscht sich die Mischung etwas weniger stark als sie ist. Schon lichteten sich bei den entscheidenden Abstimmungen seine Reihen; schon erheben sich in seinem eigenen Lager Stimmen, welche über Verrath schreien und mit Abfall drohen. Und in der That, noch nie ist ein Uebergang von einem Extrem ins andere mit ähnlicher Geschwindigkeit vollzogen worden, wie der Frontwechsel des Centrums. Gestern noch in Acht und Bann, Reichsfeinde und . . . — Doch wozu die Thatsachen erzählen, die ja noch in Aller Erinnerung sind? Kurz, die bisherige Haltung der nunmehr „ausschlaggebenden“ Partei — entsprach sie nicht im Wesentlichen dem, was der Kanzler von der Fortschrittspartei behauptete, daß sie immer erst abwarte, bis die Regierung ein Programm habe, um alsdann das Gegentheil zu wollen? Könnten wir die Ereignisse der letzten Monate ungeschehen machen, wir würden fragen, ob der Kanzler sich bei diesem Ausspruch nicht in der Adresse geirrt habe. Das Centrum macht heute die Erfahrung der liberalen Parteien durch, daß die Negation die Politiker zusammentreibt, das positive Programm sie aber trennt.

Und das Reich? Die abgelaufene Session steht mit Lapidarschrift in seinem Geschichtsbuch eingetragen. Die Bahn des Freihandels ist verlassen; der Partikularismus wieder erstarkt; der Schwerpunkt vom Reichstag in den Bundesrath verlegt. Dem künftigen Geschichtsschreiber, welchem Ursachen und Wirkungen klar vorliegen, mag Alles logisch richtig und heilbringend erscheinen, — uns Mitlebenden sind die Resultate der Reichstagssession unbegreiflich. Der Weihnachtsbrief des Kanzlers erscheint uns als das Signal zu einer wilden Agitation, die nicht mehr zu beschwichtigen ist. Die gestern beschlossenen Steuern sind nur ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn das vom Kanzler am 2. Mai dargelegte Programm in Erfüllung gehen soll. Und da die Leidenschaften einmal entfacht sind und die Hoffnungen geweckt, so werden die Geister, die der Kanzler gerufen, nicht mehr zu bannen sein. Wir halten es nicht für unmöglich, daß es ihm dabei gehen kann wie dem Zauberlehrling, und daß der wahre Hexenmeister, der Alles wieder zu beruhigen vermag, kein Anderer als der gemäßigte, alle Interessen gerecht wägende Liberalismus sein wird.

Politische Tages-Uebersicht.

Berlin, 13. Juli.

* Der Reichstag hat seine Arbeiten beendet und die Session ist gestern Nachmittag um 4 Uhr 20 Minuten durch den Reichskanzler im Namen Sr. Majestät des Kaisers und ohne besondere Formalität, nur mit einigen Worten des Dankes, geschlossen worden. Es war dies die längste und anstrengendste Session, die wir seit der Einigung des deutschen Reiches erlebt. Die gestrige, letzte Sitzung währte noch über sechs Stunden und war zunächst der

Eine Wette.

Humoreske von S. Gopcevic.

„So soll also Heinrich abermals eine schöne Reise machen, während ich dazu verurtheilt bin, unterdessen in der dumpfen Comptoirstube die langweiligen Bücher zu führen?“

„Du weißt, mein Sohn, daß die Angelegenheit von großer Wichtigkeit ist und einen ruhigen Kopf erfordert, der jede Uebereilung oder Unvorsichtigkeit meidet.“

„Und das ist natürlich Bruder Heinrich! Freilich ist er vierundzwanzig Jahre und ich erst deren zweiundzwanzig alt. Die alte Leier! Heinrich wird stets bevorzugt, weil er zwei, sage zwei Jahre älter ist als ich! In der That ein riesiger Unterschied!“

„Sei nicht ungerecht, lieber Adolf. Unser Vater will mich gewiß nicht bevorzugen, und die nächste Geschäftsreise wird er sicher durch Dich ausführen lassen; aber gerade diese Angelegenheit“ —

„Ich verstehe! Nach London zu reisen, dort einen Ausgleich zu treffen und mit dem Gelde heimzukehren, das kann von Keinem besorgt werden, der das vierundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht hat.“

„Deine Bitterkeit zeugt von Deiner großen Jugend, mein Sohn. Du bist zu hitzig und würdest daher eher eine Unvorsichtigkeit begehen, als Dein Bruder.“

„Dies wäre erst zu beweisen. Heinrich ist gewiß nicht vorsichtiger als ich, wenigstens nicht in Geschäftsangelegenheiten.“

„Aus Dir spricht die Eifersucht, lieber Adolf!“

„Keineswegs! Lassen wir es einmal auf eine Probe ankommen. Ich bin bereit zu wetten, daß Heinrich eher eine Unvorsichtigkeit begehen wird, als ich!“

„Topp! Ich nehme die Wette an, lieber Bruder. Wenn ich der Erste von uns Beiden bin, welcher eine Unvorsichtigkeit begeht, will ich Dir das lang ersehnte Reitpferd kaufen. Ueberweise ich aber Dich einer solchen, dann tritstt Du mir Deine prächtige Busennadel ab.“

„Es gilt! Endlich werde ich zu einem eigenen Renner kommen!“

„Deine Nadel wird zu meiner Halsbinde herrlich stehen!“

Aus diesem Gespräch hat der Leser zweifelsohne bereits ersehen, um was es sich handelt. Der angesehene Großhändler Werner, in dessen Comptoir zu Berlin obige Unterredung stattfand, war mit einem Londoner Geschäftsfreund in Mißhelligkeit gekommen. Um die streitige Angelegenheit ohne Inanspruchnahme der Gerichte zu erledigen, hatte er beschlossen, einen seiner Söhne hinzusenden, um einen Ausgleich anzubahnen. Da seine Wahl auf Heinrich fiel, welcher ohnehin schon mehrere Geschäftsreisen unternommen hatte, fühlte sich Adolf über solche Zurücksetzung gekränkt und daher obige Diskussion, deren Resultat, wie wir sahen, eine Wette war.

Am folgenden Morgen reiste Heinrich nach London, ordnete die Angelegenheit zu beiderseitiger Zufriedenheit und schiffte sich mit den einkassirten 10,000 Mark nach Hamburg ein, nachdem er vorher telegraphisch das Resultat seiner Reise und den Tag seiner Abfahrt nach Berlin gemeldet hatte.

* * *

Mit dem Ergebniß seiner Mission sehr zufrieden, schritt Heinrich unter selbstgefälligen Lächeln auf dem Verdeck auf und ab.

„Das wird Adolf ärgern,“ brummte er vergnügt vor sich hin. „Er hat sicher gehofft, es werde mir nicht gelingen, Cook Brothers zu einem Ausgleich zu bringen und nun komme ich mit 500 Pfund heim. Mehr als ich zu hoffen gewagt! Hier sind sie wohlverwahrt!“

Dies sagend klopfte er mit zufriedener Miene an seine Brusttasche.

„Sind sie aber auch gut verwahrt, diese köstlichen Banknoten?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Ich will doch noch einmal nachsehen. Aber nicht hier, wo mich ein verdächtiges Auge belauschen könnte. Ich will in meiner Kabine die Kontrole vornehmen.“

Diesen Entschluß sofort zur Ausführung bringend, stieg Heinrich die Treppe hinab, schloß sich in seine Kajüte ein und revidirte den Inhalt seiner Brieftasche.

Da lagen sie friedlich neben einander! Fünf ganz neue Banknoten zu je 100 Pfund. 10,000 Mark, ein ganz hübsches Taschengeld, dachte sich Heinrich, indem er das Geld wieder verwahrte. Ich muß jetzt nur Acht geben, daß es mir nicht gestohlen wird oder in Verlust geräth. — Ah bah, in meiner Brusttasche ist die Brieftasche am sichersten verwahrt, besonders wenn ich den Rock zugeknöpft habe. Ein Dieb müßte mir denselben erst aufknöpfen, und vom Verlieren kann auch keine Rede sein.

Mit einem Worte, das Geld ist ganz sicher verwahrt, schloß Heinrich seinen Monolog.

Ueber diesen Punkt beruhigt, begab sich der junge Mann wieder auf das Verdeck und spazierte sorglos auf und ab. Jetzt erst fiel ihm eine junge verschleierte Dame auf, welche ganz rückwärts bei dem Steuer saß und träumerisch in die Fluthen starrte. Heinrich war dem schönen Geschlechte durchaus nicht abgeneigt, speziell träumerisch in die Fluthen starrende und verschleierte junge Damen fand er höchst interessant. Zudem war er neugierig, zu erfahren, ob die Dame hübsch sei oder nicht, wie ihr Name, Nationalität, Stand und sonstige Kleinigkeiten. Er begann daher die Unbekannte zu „cerniren“, indem er fortwährend in einiger Entfernung auf und ab ging.

Natürlich erregte er hierdurch schließlich die Aufmerksamkeit der Fremden und sie hob ihren Blick von den brausenden Fluthen, um den Feind zu rekognosziren. Als dieser sich entdeckt sah, ging er zur Blockade über, indem er sich der Fektung etwas mehr näherte; die Besatzung derselben schien jedoch keine Notiz davon zu nehmen.

Heinrich überlegte lange Zeit, auf welche Weise er ein Gespräch einleiten könnte. Die Phrasen vom schönen Wetter waren ihm zu alltäglich; sie auf die kräuselnden Wellen aufmerksam zu machen, schien ihm zu wenig interessant; über ihr Reiseziel zu sprechen, zu voreilig; ihr ein Kompliment zu machen, zu kühn; der Seekrankheit Erwähnung zu thun, zu unappetitlich. Und dennoch — konnte er nicht ganz gut seine Verwunderung kundgeben, sie von der Meeresgeißel verschont zu sehen? Bevor er jedoch zu einem Entschlusse kam, bot ihm ein Zufall die erwünschte Gelegenheit. Während sich nämlich die Dame ihren Schleier zurechtschob, entriß ihn ein Windstoß ihren Händen und trieb ihn gegen den Besanmast.

Heinrich machte sofort einen Ausfall in dieser Richtung, erreichte den Flüchtling und brachte ihn höchst eigenhändig seiner Herrin zurück. Diese nahm ihn hold erröthend in Empfang und flüsterte mit lieblicher Stimme:

„Ich danke sehr, mein Herr, Sie sind zu liebenswürdig!“

„O ich bitte, mein Fräulein, es war mir ein Vergnügen, Ihnen diese kleine Gefälligkeit erweisen zu können.“

Bei diesen Worten erröthete auch Heinrich, denn er hatte inzwischen die Wahrnehmung gemacht, daß seine Unbekannte ein reizendes, unschuldig-kokettes Gesichtchen, prächtige blonde Haare und treuherzige blaue Augen besaß. Umsomehr erstaunte er, als sie gesenkten Blickes flüsternd erwiderte:

„Ich bin kein Fräulein, mein Herr, sondern Wittwe.“

„Unmöglich!“ rief Heinrich überrascht; denn die Fremde war eine so mädchenhafte Erscheinung und so jung, daß er alles Andere eher erwartet hätte als eine solche Mittheilung.

„Und doch ist es so!“ versetzte die Dame mit einem Seufzer, der aus dem Innersten ihrer Seele zu kommen schien.

„Aber Sie sind doch so jung, können kaum achtzehn Jahr alt sein und wollen schon Wittwe — nein, nein, das ist unmöglich!“

„Warum dies?“ frug sie lächelnd. „Ich zähle jetzt neunzehn